

Wenn Eltern psychisch krank sind

Welche Auswirkungen das auf die Kinder haben kann, erklärt der Arzt Michael Hipp

Katja Dartsch

Braunschweig. Schizophrenie, Depressionen, Süchte, Borderline- oder Angststörungen: Das Spektrum psychischer Erkrankungen ist breit. Betroffen von den Auswirkungen dieser Störungen sind nicht nur die Erkrankten selbst – sondern auch ihre Familien. Dr. Michael Hipp (64), Arzt für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie, hat sich spezialisiert auf das Thema Kinder psychisch kranker Eltern. Der Braunschweiger Präventionsrat hat ihn jüngst zu einem Fachvortrag im Rahmen der Gesundheitskampagne „Just go!“ eingeladen. Vorab sprachen wir mit ihm.

Herr Hipp, jede Erkrankung ist anders. Aber können Sie sagen, welche Auswirkungen psychische Erkrankungen auf das Verhältnis von Eltern zu ihren Kindern haben können?

Unabhängig von der Diagnose ist die Stresstoleranz von psychisch erkrankten Elternteilen oft sehr niedrig. Sie können nur schwer mit Belastungen umgehen. Immer, wenn ein gewisses Maß überschritten wird, entwickeln sie Symptome, die auch ihr Fürsorgeverhalten gegenüber den eigenen Kindern beeinträchtigen.

Welche Auswirkungen hat das auf die Kinder?

Die Persönlichkeit eines Menschen ist weitgehend von den Erfahrungen



Eltern wollen immer das Beste für ihre Kinder. Diesen Eltern gelingt es einfach nicht, ihre Liebe in Fürsorgeverhalten zu überführen.

Dr. Michael Hipp, Arzt für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie



Psychisch erkrankte Menschen reagieren oft mit Misstrauen, wenn ihnen Hilfe angeboten wird.

UWE ANSPACH/DPA

gen in den ersten drei Lebensjahren abhängig. Entscheidend ist, ob ein Kind in seiner Bedürftigkeit wahrgenommen und reguliert wird, also nicht lange in negativ emotionalem und stresshaftem Zustand verbleibt. Die Frage ist: Sind diese Eltern in der Lage, die Bindungssignale ihrer Kinder richtig wahrzunehmen, zu interpretieren und zu reagieren? Psychisch belastete Menschen werden durch Bindungssignale des Kindes – zum Beispiel das Weinen – häufig in Erregungszustände, in Angst und Hilflosigkeit versetzt, oder sie können auch ärgerlich werden, wenn sie sich überfordert fühlen. Oder sie schalten sich aus, gehen weg und überlassen die Kinder sich selbst.

Wenn ein Kind so etwas erlebt – was macht das mit dem Kind?

Es kann sich häufig nicht richtig entwickeln, zeigt mit der Zeit Regulationsstörungen oder sprachliche, emotionale und motorische Entwicklungsverzögerungen oder Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrome. Später, wenn es in die Kita oder Schule kommt, beobachten wir häufig so genannte Verhaltensoriginalitäten: Die Kinder sind impulsiv,

können sich nicht gut steuern und konzentrieren, zeigen wenig Interesse an ihrer Umgebung. Das führt zu Lernbeeinträchtigungen.

Wie gut sind Kitas und Schulen darauf vorbereitet?

Häufig sind die Bildungsinstitutionen unzureichend vorbereitet, um das auszugleichen, was die Kinder zu Hause erleben.

Und der Leidensdruck wächst: Die Mitarbeitenden sind zunehmend überfordert mit verhaltensauffälligen Kindern, auch bedingt durch die Auflösung von Förderschulen. Wie geht man mit Kindern um, die permanent mit ihrer eigenen Stressregulation beschäftigt sind, impulsiv sind, stören, keine Aufmerksamkeit zeigen können und den Unterricht stark belasten? Erzieher und Lehrer von Regelschulen haben das nicht gelernt. Sie sind hier nicht mehr reine Wissensvermittler, sondern müssen erst eine Beziehung zu den Kindern aufbauen, um dieses überhaupt erstmal in die Lage zu versetzen, lernen zu können.

Ist das nicht eigentlich zu spät, um gegenzusteuern: Müsste Unterstützung nicht schon eher greifen?

Absolut. Deshalb ist die Frühintervention das Mittel der Wahl. Das heißt: Auch Hebammen, Kinderkrankenschwestern, Kinderärzte und schon Gynäkologen in der Schwangerschaft müssen eingebunden werden. Es müsste eine wesentlich bessere Vernetzung erfolgen.

Uns muss bewusst sein: Es geht nicht nur um das Kind, nicht nur um die Eltern – psychische Erkrankungen sind Familienerkrankungen.

Was können die Einrichtungen tun, um die Familien zu unterstützen?

Vor allem muss geschaut werden: Was stresst diese Familien? Denn Stressregulation ist die größte Herausforderung. Man muss fragen: Wie kann man Stress wegnehmen, wie kann man Sicherheit in diese Familien bringen?

Wenn Gewalt besteht, muss die Priorität sein, die Eltern zu überzeugen, dass gewalttätige Auseinandersetzungen sich unmittelbar negativ auf das Kind auswirken, selbst wenn das Kind noch sehr klein ist. Die Atmosphäre von Gewalt wirkt sich auf die zerebrale Gehirnentwicklung des Kindes sofort negativ aus. Da muss man rechtzeitig inter-

venieren. Wichtig ist, erstmal eine gute Beziehung zu den Eltern aufzubauen. Psychisch belastete Menschen sind häufig sehr misstrauisch gegenüber Hilfsangeboten, weil sie sich schnell kontrolliert und bevormundet fühlen. Sie haben häufig selbst negative Erfahrungen in ihren Primärfamilien gemacht, das ist ein transgenerationales Geschehen. Da ist Vertrauensarbeit gefragt.

Wie sollten Mitarbeitende in Kita und Schule reagieren, wenn sie merken, dass Kinder unter den Eltern leiden?

Zuerst ist eine Enttabuisierung wichtig: Wenn wir Auffälligkeiten feststellen, müssen wir sie ansprechen! Das ist unangenehm, das sind wir nicht gewohnt – aber es ist unsere Verantwortung und von außerordentlicher Bedeutung für die Entwicklung der Kinder.

Das heißt: Die Eltern ansprechen, aber nicht vorwurfsvoll oder anklagend. Eltern wollen immer das Beste für ihre Kinder. Diesen Eltern gelingt es einfach nicht, ihre Liebe in Fürsorgeverhalten zu überführen. Sie brauchen dabei Unterstützung. Das ist die Haltung, mit denen man an die Eltern herantreten und Hilfe anbieten sollte.